

## Auf Schmuggelpfaden

### András Vizkelety im Gespräch mit Marcell Mártonffy

*Herr Professor, ich erinnere mich an Ihre Stunden an der Universität, die immer Gelegenheit boten zu einer besonderen Form der Stille und Innigkeit. Wir getrauten uns kaum, Ihre Person näher zu erkunden, doch in der Stille wurden die mittelalterliche Ritterepik oder aus unserem Jahrhundert Der Erwählte von Thomas Mann zu einer Angelegenheit, die uns persönlich berührte. Und viele andere Dinge, die über das bloße Fachwissen hinausgehen und eher zur Sapientia, zur Weisheit gehören. Ihre Schüler tragen diese Stille in ihren Erinnerungen mit sich.*

Als ich mit dem Lehren begann, habe ich mich immer davor gefürchtet, keine guten Seminare halten zu können, weil ich die Schüler vielleicht nicht genug zum Sprechen anregen kann. Was ich den Studenten zu einem bestimmten Thema näher bringen wollte, das hatte ich in mir immer bereit. Ich war unsicher, was diejenigen überhaupt auffassen können, die beinahe ohne jede Vorbereitung mit so fremden, merkwürdigen Themen konfrontiert würden wie dem, was ich über die Artussage, den Minnesang und die ritterliche Lebensform zu sagen hatte. Was würden heutige Universitätsstudenten, die nicht die spirituelle Übung der Theologiestudenten haben, über diese eigenartige Lebensform denken, über diese Gratwanderung zwischen Fiktionalität und Realität? Würden sie überhaupt ein Gespür dafür bekommen?

*Warum aber glauben Sie, daß der „Minnesang“ oder die ritterliche Epik dennoch auch für den weniger bewanderten Universitätsstudenten interessant sein können?*

Was mich an der mittelalterlichen Laienkultur besonders ergriffen hat, das ist ihre hochgradige Offenheit, ihre Aufnahmebereitschaft für Quellengebiete, die für die menschliche Kultur so besonders wichtig waren wie etwa die christliche Gedankenwelt, die klassische Antike und die Art, wie sie diese Elemente umgestaltet. Die ritterliche Kultur des neuen christlichen Europa ist das erste Laienweltbild, das dennoch voll ist von christlichen Erinnerungen und antiken Mosaiksteinen. Wie der germanische Karl der Große aus Ravenna die antik-heidnischen Säulen zu seiner christlichen Kirche nach Aachen hat bringen lassen. Das hat mich wissenschaftlich interessiert, und das interessiert mich auch heute noch an der mittelalterlichen Welt. Und was aus der ganzen alten Literatur spricht: wie kann aus den weltlichen Elementen, den weltlichen Werten – wie dem Frauenkult und der ritterlichen, kämpferischen

Lebensform – unter dem Einfluß der christlichen Askese eine bestimmte laienhafte Tugendpraxis erwachsen, ein Programm der Selbsterziehung und Konsolidierung in der Gesellschaft?

Es gab keine so scharfen Grenzen zwischen Realität, Fiktionalität und der bewußten Beeinflussung. Das wurde damals als eine Einheit betrachtet. Vor ein paar Jahren gab es einen großen Kongreß der *Monumenta Germaniae Historica* mit dem Thema *Fälschungen im Mittelalter*, auf dem übrigens Umberto Eco einen der Eröffnungsvorträge gehalten hat, und man kam zu dem interessanten Ergebnis, daß die Veränderung von Tatsachen früher nicht unbedingt als Fälschung galt. Die Realität, die Fiktionalität und die Beeinflussung waren nicht so rational voneinander getrennt wie in unserer Welt.

*Also eine Verbindung von Geschichtsschreibung, Rhetorik und schöner Literatur?*

Richtig. Und eine moralische Einstellung. Wenn sie davon überzeugt waren, daß es so sein müsse, dann haben sie ganz ruhig die Tatsachen verändert im Glauben, damit die Heilsgeschichte voranzubringen. Das war natürlich etwas anderes als das Prinzip „Der Zweck heiligt die Mittel“, das aus rationalen Überlegungen entstand, um die Dinge zu manipulieren.

*Wir sitzen in einem kleinen Zimmer der Ungarischen Akademie der Wissenschaften, der Forschungsstelle der Kodexfragmente. Herr Professor, sagen Sie uns einige Worte zu Ihren gegenwärtigen Studien.*

Diese Forschungsstelle hat László Mezey begründet, weil er gesehen hat, daß das Kodexmaterial in Ungarn einer gewaltigen Zerstörung ausgesetzt war. Im Zeitalter des Barock hat man mit Vorliebe Bücher in alte Kodizes gebunden, die ihre Aktualität verloren hatten, sie wurden also wie Rohstoffe verwendet. Wir können einen kleinen Teil des Kodexmaterials rekonstruieren, indem wir unsere historischen Bibliotheken systematisch durchforschen, aus den Bucheinbänden die Kodexfragmente herauslösen und diese dann auf Gehalt und Herkunft untersuchen. Bisher haben wir einen Band über die Fragmente der Universitätsbibliothek und des Zentralen Seminars herausgebracht (die beiden haben zur Zeit der alten Universität von Nagyszombat und von Buda noch zusammengehört). Jetzt wird das Material der Bibliotheken von Esztergom veröffentlicht – das der Bibliotheca und der städtischen Bibliothek. Wir arbeiten an den Fragmenten der Seminarbibliothek von Győr, Pater Gáspár Csóka hat etwa zwanzig Bände aus dem Material des Benediktinerklosters in Győr ausgewählt, die in Kodexbögen eingebunden waren. Dieses Material liegt schon herausgelöst hier bei uns, und jetzt beginnen wir mit Sopron, mit dem Material des dortigen Archivs und des Berzsényi-Gymnasiums.

*Wie hat sich Ihr bisheriges wissenschaftliches Arbeiten entwickelt?*

Ich wurde noch von Helga Hajdu und Károly Mollay dazu geführt, mich mit den deutschen Kodizes in Ungarn zu beschäftigen, das Ergebnis dieser Arbeit erschien dann in zwei Bänden, bei dem ungarischen Akademieverlag und bei dem Harrasso-

witz Verlag in Wiesbaden. Die zweite große Herausgabearbeit hat auch so begonnen. Ich fand in der Széchényi-Nationalbibliothek ein verloren geglaubtes Drama von Wolfhart Spangenberg, eines Dramatikers und Meistersängers der späthumanistischen Barockzeit, ich wurde damit beauftragt, seine gesamten Werke herauszugeben. Zusammen mit Andor Tarnai habe ich das gemacht, er betreute die lateinischen Werke. Die Bände sind im Verlag Walter de Gruyter in Berlin und New York erschienen. Mich interessieren die Beziehungen zwischen den verschiedenen muttersprachlichen Literaturen und der lateinischen Literatur im Mittelalter. Deshalb begann ich, mich auch intensiver mit dem *Löwener Kodex* und der *Altungarischen Marienklage* zu beschäftigen. Durch besondere Zufälle ist es mir gelungen, meist im Ausland – in Wien, Venedig und Heiligenkreuz – Kodizes zu identifizieren, in denen Predigten enthalten sind, die mit dem *Löwener Kodex* identisch sind, und es scheint so zu sein, daß die ganze Kodexgruppe entstanden ist, als nach den Tatarenstürmen die Dominikaner zum zweiten Mal in Ungarn ihre Ordenshäuser gegründet haben. Sie hatten sich hier bereits vor den Tatarenstürmen niedergelassen, doch ihre Bauten wurden von den Tataren völlig zerstört. In den Jahrzehnten nach der Tatarenzeit kam es dann erneut zu einer großen Blüte.

Dann folgte die *Budapester Liederhandschrift*. Mitte der achtziger Jahre kamen bei einem Antiquariatseinkauf drei Pergamentblätter zum Vorschein, auf denen Minnesang-Fragmente nach dem gleichen Redaktionsprinzip angeordnet waren wie in den bekannten Minnesang-Handschriften der großen Sammlungen. Das waren Teile der Werke von drei Autoren. Das Besondere an der Sache ist – deshalb sprach man in Deutschland von der Entdeckung des Jahrhunderts –, daß die Werke des Kürenberg, des frühesten Minnesängers, bisher nur aus den großen Heidelberger Liederhandschriften bekannt waren. In den übrigen Handschriftsammlungen war er aus unerfindlichen Gründen ausgelassen worden. Deshalb tendierten die Editoren in einer Fülle von Fragen zu Korrekturen, eben weil es nur einen Text gab und man Kopierfehler vermutete. So griffen die Herausgeber auch gern in die Anordnung ein, auch in die Abfolge der Strophen. Hier aber kamen nun die Seiten zum Vorschein, genau mit den gleichen „Fehlern“, eine gegenseitige Abschrift aber war ausgeschlossen. Andererseits gab es auch bei manchen Strophen, auch bei dem berühmten *Falken-Lied* stark abweichende Textvarianten, die die Interpretation einzelner Lieder beeinflussen. Aus literaturgeschichtlicher Sicht war außerdem interessant, daß alle drei früher bekannten Handschriftsammlungen im südwestlichen Zipfel des deutschen Sprachgebietes entstanden waren, im Dreieck Konstanz-Zürich-Straßburg. Doch hier lag nun plötzlich eine Handschrift vor, die sicherlich auf bairisch-österreichischem Sprachgebiet entstanden war, auf der Linie Wien-Passau-Regensburg, und die war nach den gleichen Redaktionsgesichtspunkten verfaßt wie die anderen, vielleicht war es sogar die älteste. Bisher hatte man geglaubt, daß diese Sammlung nur einer dortigen bibliophilen Gruppe zuzuschreiben wäre, daß sie gleichsam deren Erfindung sei, und dann kommen einige Blätter zum Vorschein, in genau der standeshierarchischen Anordnung, mit den gleichen Wappen und in der an Standesordnungen gebundenen Rangfolge, mit der Absicht, das Porträt des Autors wie auch das gesamte Œuvre zu bewahren. Es hat also auch hier im Donautal einen Mäzen gegeben, für den diese Handschrift verfaßt wurde, auch hier gab es literarische Sammeltätigkeit.

*Herr Professor, wie treffen sich in Ihrer Arbeit die Lehre zur mittelalterlichen Literaturgeschichte und die Bestimmung der Kodexfragmente? Auf der einen Seite geht es um die Interpretation klassischer Texte, auf der anderen Seite steht die Tätigkeit eines Stubengelehrten, die Entzifferung von Handschriften.*

Als ich 1970 zum ersten Mal an der ELTE den Auftrag erhielt, die deutsche mittelalterliche Literatur in Vorlesungen regelmäßig vorzustellen, gab es meine beiden Bücher schon, in denen ich die in Ungarn befindlichen deutschen Kodizes und Kodexfragmente aufgearbeitet habe. Doch weil diese Texte nicht den Kanon der 'klassischen' Literatur repräsentierten, war es für mich ein gewaltiger intellektueller Genuß, daß ich die gesamte Literatur methodisch überschauen konnte, um zu versuchen, Schwerpunkte zu bestimmen und Traditionsbindungen wie auch Innovationen zu erkennen.

*Die Stunden an der Universität waren auch deshalb so spannend, weil wir Ihre theologischen Interessen und Kenntnisse zu spüren bekamen. Das hängt ganz eng mit einer Phase ihres Lebens zusammen, als Sie Ordensschüler bei den Piaristen waren. Welche Rolle spielt bei Ihrer Lehre dieser Lebensabschnitt?*

Eine außerordentlich starke Rolle. Schon damals, als ich zur ELTE kam, sah ich, was es für ein gewaltiger Vorteil ist, daß man auf der theologischen Hochschule nichts anderes zu tun hatte, als zu lernen und sich mit geistigen Werten zu befassen. Ich lernte einerseits die Meistergriffe, andererseits etwas, was ich als wissenschaftliche Askese bezeichnen möchte, daß nämlich das Lernen anfordert, sich innerlich ganz darauf einzustellen. Es muß seine Spuren in den Menschen hinterlassen. Und natürlich gab es eine Reihe von Disziplinen, die wir dort gelernt haben – Kirchengeschichte, Bibelkunde, Moral, Dogmatik, Liturgie usw. –, die bei einer wissenschaftlichen Arbeit in der Mediävistik sehr wichtig sind.

*Wie kamen Sie bis zum Noviziat bei den Piaristen?*

Ich bin in Tata, wo meine mütterlichen Großeltern wohnten, geboren, doch die Familie lebte damals schon in Győr, mein Vater war hier Tafelrichter. In Győr begann meine Gymnasialzeit, bei den Benediktinern. Vor dem Klassenlehrer haben wir uns gefürchtet, er war im Ersten Weltkrieg Militärpfarrer gewesen, in seinem Zimmer hing ein Bild aus dieser Zeit. Er konnte auch freundlich sein, doch ich war ein eher ängstliches, zurückgezogenes Kind. Bei den Benediktinern war damals mein erster Deutschlehrer, Oloffson Placid, ein großes Erlebnis für mich. Ich kann mich noch immer erinnern: Ein wenig zögerlich kam er zu uns herein und zeichnete zu Beginn der Stunde eine wunderbare Micky Maus an die Tafel, um eine Beziehung zu uns herzustellen. Eine derartig schöne Micky Maus habe ich seitdem nicht mehr gesehen. Ihn selbst auch nicht. Er verbrachte viele Jahre in sowjetischer Haft. 1944 kamen die Deutschen, Ende April ging das Schuljahr zu Ende, wir zogen nach Tata und blieben dort hängen. So ging ich hier bei den Piaristen in Tata auch in die vierte Klasse, vom neuen Schuljahr an bis zum Abitur 1949.

Die ersten Jahre nach dem Krieg schmiedeten die Piaristenschüler sehr stark mit ihren Lehrern zusammen. Damals begann wieder die Pfadfinderbewegung, wir gingen tatsächlich bei den Lehrern aus und ein, als wären wir dort zu Hause. Wir trafen da auf einfache menschliche Umgangsformen. In diese Zeit fällt auch mein großes Erlebnis mit einem Literaturlehrer. Mein erstes bewußtes literarische Erlebnis ist es gewesen, als der Lehrer Bátori das ganze Buch *Szigeti veszedelem* [lat.: 'Obsidio Szigetiana'] in seiner Stunde laut vorlas.

In dieser Zeit haben wir tatsächlich aus dem Nichts heraus unser Jungenleben organisiert, wir bauten Schiffe, mieteten einen Kinoraum, Herr Bátori hatte von der amerikanischen Botschaft Bonso- und Mickymausfilme besorgt. Wir führten Matineeveranstaltungen durch, von den Einnahmen kauften wir in Pest vom Ganz-Klub ein Kanadier-Boot für zehn Leute und brachten ihn in Ordnung. Wir arbeiteten in der Schreinerei, zusammen mit unseren Lehrern, kochten die Bretter, um sie passend zu biegen, hobelten, schlifften und lackierten.

Der Habitus der Piaristenlehrer hatte auf vielfache Weise starken Einfluß auf mein Leben. Die große Wirkung ging nicht nur von den schulischen Dingen aus, sondern auch von den Erlebnissen als Pfadfinder bei der Erschließung der Natur. Ich hatte das Gefühl, diese Art der Erziehung von Jugendlichen innerhalb eines Ordens gern mitzumachen. Von großem Einfluß auf mich war der Sommer 1948, als wir schon wußten, daß das Lehrjahr 1948/49 das erste staatliche Lehrjahr sein würde. Die Piaristen sammelten in Veszprém aus allen Piaristengymnasien des Landes acht bis zehn Jungen aus den höheren Klassen. Dafür wurden solche Schüler ausgewählt, die man später in eine Gruppenarbeit zur Selbsterziehung einbeziehen konnte und die dann auch andere zusammenhalten würden. Der Kern dieser einmonatigen Ausbildung in Veszprém – Exerzitien, Lehrgang, Weiterbildung – waren drei Piaristen: György Bulányi, Miklós Juhász und Jenő Török. Miklós Juhász war wohl der spirituellste unter ihnen, der sich am meisten in sich selbst zurückzog. Später wurde er dann auch im Kalasantinum, im Studienhaus der Piaristen, zum *pater spiritualis*. Er wurde mit Bulányi zusammen verhaftet, und als er 1956 nicht in den Westen ging wie Jenő Török, sondern zu Hause blieb, da haben sie ihn erneut festgenommen. Nach einigen Jahren kam er durch eine Amnestie frei. Bis zu seinem Tod stand ich mit ihm in Beziehung. Dieser Monat in Veszprém hatte für mich eine ganz außerordentliche Bedeutung, da unsere Aufmerksamkeit auf das von allen äußerlichen Zeichen gereinigte Wesen des Lebens und des Glaubens gerichtet wurde. Damit begann wohl in mir eine Distanzierung von solchen Dingen wie der Pfadfinderbewegung. Ich war ein sehr leidenschaftlicher Wasserpfadfinder gewesen. Als nach der Wende die Pfadfindergruppen neu entstanden sind, haben mich die alten Pfadfinder aufgesucht, doch da war für mich schon unvorstellbar, daß ich mich mit einer Gruppe identifizieren könnte, die auch nach außen ein einheitliches Bild abgeben will und Uniformen trägt.

*Dann sind Sie also in den Orden eingetreten. Sie haben sich als Piarist um die Aufnahme an der Universität beworben?*

Ja, das war eine merkwürdige Sache. Ende 1951 kam es wohl zum ersten Mal zu der Überlegung, daß ich wegen meines Sprachfehlers aus dem Orden ausscheide. Sándor

Sík, der Leiter der ungarischen Ordensprovinz, sagte zu mir, ich solle mich jetzt im Sommer bemühen, auf eine Universität zu kommen, damit sie mich nicht zum Arbeitsdienst einziehen. Auch damals konnte man sich an mehreren Stellen bewerben, ich legte in einem Sommer fünf Aufnahmeprüfungen ab. Am liebsten wäre ich in den Naturwissenschaften für die Fächer Biologie und Chemie aufgenommen worden, das lag an meinem guten Chemielehrer József Kender, doch ich bewarb mich auch für das Fach Russisch an der Hochschule in Szeged, und das Ganze endete mit einer Bewerbung an der Landwirtschaftlichen Hochschule im Bereich Tierzucht. Ich wurde nirgendwo aufgenommen, denn damals hatte ich schon zwei „Schandflecke“: einerseits gehörte ich zum „klassenfremden Element“, andererseits gab es die klerikale Vergangenheit. Allerdings kam der Novize, den sie in den Orden aufnehmen wollten, dann doch nicht, so erlaubte Herr Sík, daß ich bleibe

*Wie aber sind Sie dann mit dem deutschen Mittelalter in Berührung gekommen?*

Ich kam schließlich aus dem vierzehnköpfigen Kreis der Ordensschüler heraus. Ich begann als Germanist, doch das war nicht das Gebiet, mit dem ich mich beschäftigen wollte. Ich hatte am Deutschen Lehrstuhl einen hervorragenden Lehrer, László Bodi. Er geriet am Anfang des Jahres 1957 nach Australien, dort gründete er an einer Universität einen bedeutenden germanistischen Lehrstuhl. Wir und ganze Generationen hatten von Bodi gelernt, wie man sich einem Text zu nähern hat. Einmal hielt er mich auf dem Flur auf und fragte mich, was ich machen wolle. „Möchtest du nicht in die Medizin wechseln oder sonstwohin? Wir geben dir ein Papier, sie werden dich nehmen.“ „Nein. Ich möchte hier bei den Geisteswissenschaften bleiben“, habe ich geantwortet. Damals hat mich die Völkerkunde sehr gereizt. „Nein, auf gar keinen Fall, in der Nazizeit ist die ganze Völkerkunde zu einer mystischen braunen Sache geworden, die Hände weg davon! Beschäftige dich lieber mit dem Mittelalter, du hast bereits eine Menge von Dingen gelernt, die dir dort sehr nützlich sein werden!“

Diesen Rat habe ich angenommen, so habe ich mich dann der mittelalterlichen Literatur zugewendet. Doch das war schon die zweite Änderung meiner Laufbahn, denn eigentlich wollte ich ja Naturwissenschaftler werden, und ich glaube immer noch, daß ich meine erste mikrophilologische Schulung bekommen habe, als ich als kleiner Schüler eine Sammlung von Käfern angelegt habe. Da ist genau vorgeschrieben, zu welcher Familie ein Exemplar zuzuordnen ist, zu welcher Klasse, welcher Art. Diese Zuordnung ähnelt der Bestimmung von Kodexfragmenten, die Thematik einer bestimmten Zeit zuzuschreiben, jeweils nach den zitierten Autoren.

*Vielleicht können wir zurückkommen auf das prägende Erlebnis, auf die Exerzitien bei den Piaristen in Veszprém, als Sie in der achten Klasse des Gymnasiums waren. Sie sprachen vom „Wesen, das von allen äußeren Zeichen gereinigt ist“. Was hat das später für Sie bedeutet?*

Ja, auch das ist nicht uninteressant. In den letzten Jahrzehnten habe ich es so definiert, daß ich mir seelisch, aber auch ein wenig beruflich Schmuggelpfade gesucht habe. Sicher spielte dabei die Überzeugung eine wichtige Rolle, daß all die Werte, an die ich und meine Lehrer glaubten, genau dem entgegen standen, was in diesen Jahrzehn-

ten als Fortschritt begriffen wurde. Bewußt wollte ich – aus der Not eine Tugend machend – bezeugen, daß ein Mensch nicht auf dem Wege des Erfolgreichseins seine eigenen Werte vertritt und rettet. Wohin und bis zu welchem Zeitpunkt? Dieses sich Hindurchretten kannte zeitlich und historisch kein Ende.

1970/71 bekam ich meinen ersten Lehrauftrag an der ELTE – niemals hat mich jemand gefragt, was ich da lehre, warum ich lehre, was ich sage, wie ich es sage. Möglicherweise war das auch deshalb so, weil ich mich mit einer „uninteressanten“, alten Periode der deutschen Literatur befaßt habe.

Und wenn schon einmal von der Pfadfinderschaft die Rede war, von der Uniform, dem Hungaria-Zeichen, dem Mariengras an den Hüten, Dinge, gegen die ich eine Aversion entwickelt habe, so sei aber auch die Rede davon, was mir persönlich wertvoll erscheint. Was mir von der Pfadfinderzeit geblieben ist, das ist eine Form, mich der Natur zu nähern. Auch das hat etwas mit dem Mittelalter zu tun, wenn der Mensch sich nach der *aventiure* auf den Weg macht und nicht weiß, was ihn erwartet, dann kommt der *adventus*, er wird mit etwas konfrontiert. Deshalb habe ich die Fahrten auf dem Wasser lieb gewonnen, die immer Gleiches und doch auch immer etwas Anderes bieten. Am Wasser werden die physischen Elementarwerte des menschlichen Lebens in Erinnerung gerufen: trockene Kleidung, warmes Essen, ein Stück Zelt über dem Kopf. Für mich sind das die Dinge, die ich der Pfadfinderzeit verdanke.

*Die Schmuggelpfade haben auch die Möglichkeit gewährt, die Veränderungen und geschichtlichen Wenden aus einer eher stabilen Position heraus zu durchleben – so auch die neueste Geschichte. Ist das wirklich so gewesen? Wie behauptet sich dieses Maß, welches sich in Ihnen entwickelt hat, in unseren Tagen?*

Vor ein paar Jahren glaubte ich noch, daß es richtig ist, diesen meinen Schmuggelpfad weiter zu gehen. In den letzten Jahren aber fühle ich mich bestärkt darin, diesen Pfad jetzt irgendwie zu verlassen, was ich bisher versteckt in meinem Beutel oder Rucksack trug, beiseite zu legen und etwas anderes zu beginnen, dies dann zu zeigen und auch anderen Menschen anzubieten. Das bedeutete zuletzt, daß ich das Angebot und die Herausforderung angenommen habe, an der Katholischen Universität zu versuchen, einen deutschen Lehrstuhl zu organisieren. Im vergangenen September wurde hier damit begonnen, die Fächer Ungarisch, Geschichte, Latein, Griechisch und Slowakisch zu unterrichten, im September 1993 werden der germanistische und der anglistische Lehrstuhl ihre Arbeit aufnehmen.

*In welchem Ausmaß kann eine Universität katholisch sein?*

Ja ..., auch mir hat das Probleme gemacht und macht es in gewisser Weise immer noch Probleme, denn auch ich bin der Überzeugung, die uns Sándor Sík gelehrt hat, daß es keine katholische Literatur gibt. Jede Literatur, die wirklich gut ist, ist eigentlich zugleich katholische Literatur. Und so stehe ich auch zu der Katholischen Universität, also alles, was verantwortungsvoll einen wissenschaftlichen Standpunkt vertritt – und hier verstehe ich Verantwortung nicht nur im wissenschaftlichen, sondern auch im moralischen Sinn –, das ist katholische Universität bzw. katholische

Wissenschaft. Es gibt dazu eine Bulle des Heiligen Vaters, dazu eine Konstitution der Katholischen Universität. Beide bieten tatsächlich einen sehr weiten Rahmen, also einen auch konfessionell völlig offenen Rahmen: Weder von den Lehrenden, noch von den Studenten wird erwartet, daß sie durch und durch katholisch sind, nur dürfen sie nicht etwas vertreten und propagieren, was gegen die Kirche gerichtet ist. Darin liegt meines Erachtens die Gelegenheit zu versuchen, eine neue, gute, allen Werten gegenüber offene Universität zu gründen.

*Ihre Lektüre beschränkt sich bestimmt nicht allein auf die Altertümer?*

Leider lebe ich in den letzten zwanzig Jahren fast nur mehr in der alten Literatur. Das ist die Folge der Konzentration in unserem Fach. Das nimmt dem Menschen die Freude am interesselosen Lesen. Früher habe ich immer gern auf dem Gebiet der neueren deutschen Literatur auch zu Gegengiften gegriffen. Ich habe eine Anthologie der Gruppe '47 zusammengestellt – die erste in ungarischer Sprache. Ich beschäftige mich gern mit der deutschen Literatur nach dem Zweiten Weltkrieg, wie diese begonnen hat, wie sie auf die eigenen Füße kam, auf Traditionen zurückgegriffen bzw. Neuland betreten hat. Das hat mich damals sehr interessiert, doch zu Beginn der siebziger Jahre mußte ich damit aufhören. Mir blieb zu wenig Zeit und Energie dazu. Natürlich lese ich von Zeit zu Zeit Bücher der neueren ungarischen Literatur. Zuletzt habe ich das Buch *Donau abwärts* von Péter Esterházy mit großer Lust gelesen, vielleicht gerade wegen der Donau. Auch ich habe diesen Weg über die Donau gemacht und bin davon überzeugt, daß für Péter dieser Weg kein rein fiktiver war. Manche Details sind derartig glaubwürdig, die er nur dann schreiben konnte, wenn auch er auf diesem Donauabschnitt war und beispielsweise genau die Steine gesehen hat, die der Fluß in Bewegung setzt und mit sich schleppt. An der Quelle sind sie noch viel größer, und wo der Fluß dann langsamer fließt, werden sie immer kleiner und kleiner, bis sie zu Sand zermahlen sind. Auch davon schreibt er. Das ist eine Art von Realismus bis ins Detail. Wie fiktiv auch immer die Artussage sein mag, so etwas läßt sich nicht erfinden: Als Erec und Enite zusammen reiten und sich die Räuber nähern, da nimmt zunächst Enite die Gefahr wahr, weil sie nicht in Panzer und Rüstung reitet und das viele Metall nicht in ihren Ohren scheppert – sie also hört sie. Man muß die Größe der Steine gesehen haben, die ein Fluß mit sich schleppt. Das kann man nicht am Schreibtisch erfinden.

*Der Detailrealismus, die Beachtung von Winzigkeiten, so etwas spielt, so glaube ich, bei der Herausbildung eines nüchternen Urteils immer eine wichtige Rolle. Auch dabei, wie wir über unsere menschliche Umgebung denken. Es hilft vielleicht dabei, geduldiger zu sein ...*

Ich glaube immer mehr, daß es ein Gradmesser der menschlichen Kultur ist, die Unterschiede nicht nur gezwungen zu ertragen, mit zusammengebissenen Zähnen, sondern diese als natürlich und selbstverständlich zu begreifen. Und das müssen auch wir und die Kirche in den kleinen Situationen des Alltags leben. Das ist fürchterlich schwer, weil es so viele Gruppeninteressen gibt. Hier ist dann wieder die Toleranz in Gefahr. Man spricht viel von Demokratie – die Gefahr der Demokratie besteht genau



darin, von der Demokratie nicht Gebrauch machen zu können. Wie es auch heute zu sein scheint, daß wir vielfach nicht von ihr Gebrauch machen können. Das kann ich in mir nur so aufarbeiten, indem ich das tue, was ich die letzten vierzig Jahre auch getan habe. Auch damals hat man gewußt, sich nicht im großen Strom zu befinden, und dennoch gemacht, was man für gut und notwendig hielt.

*Was halten Sie für das wirklich Erfreuliche in Ihrem Leben?*

Ganz verschiedene Dinge. Ich mag die Musik, die Instrumentalmusik des Barock, und die bildenden Künste. Dazu gibt es die Freuden innerhalb des Fachgebietes, wenn ich das Gefühl habe, etwas wirklich gut formuliert zu haben. Was ich schrieb, als ich damit angefangen habe, auf der Universität zu lehren, das gelangt – wenn auch nicht ganz, so doch in einigen Teilen – heute noch in meine Vorlesungen. Die zweite große Freude, die mit meinem Fach zusammenhängt, empfinde ich, wenn ich eigene Formulierungen aus dem Mund von Studenten wiederhöre. Häufig sagen sie, wie gut dies oder jenes war, daß ich das gesagt habe, ich könne mich doch daran erinnern? Dabei erinnere ich mich überhaupt nicht, ich habe keine Ahnung, ob ich das je gesagt habe. Doch es ist für einen anderen an entsprechendem Ort zu einer entsprechenden Zeit bedeutsam und wichtig gewesen.

Schließlich war schon die Rede vom Leben in der Natur. Unter einfachen Bedingungen die Welt zu erschließen, wo wir auf die elementaren Werte stoßen, da der Mensch sich den Bedingungen anzugleichen hat. Ich halte es für eine ganz schlechte Sache, daß heute viele Leute der Welt etwas aufzwingen wollen, sie soll sich ihnen fügen. Deshalb halte ich die Fahrten auf dem Wasser für eine sehr gute Lebensschule. Sie zwingen den Menschen dazu, sich den Verhältnissen anzupassen, die gegeben sind, die sich nicht verändern lassen, bei Kälte, Wind, Regen ..., das brauche ich wohl nicht weiter zu erklären? Zu solchen Fahrten gehören natürlich auch andere, das ist nicht nur die Freude eines Einzelnen. Es ist die Freude von vielen, die sich gemeinsam auf den Weg machen.

*Aus dem Ungarischen von Wilhelm Droste*

